

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 43

Artikel: Berufung
Autor: Hess, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ohne den Hund wird sie sich kaum zufrieden geben; sie hängt merkwürdig an dem wüsten Vieh, sagte die Nachbarin.

Um Himmelswillen, ich kann doch ein solches Tier nicht in mein Haus aufnehmen! Vielleicht ist es voller Flöhe, oder noch schlimmer.

Das glaube ich nicht; aber edlig sieht der Hund aus; das ist wahr. (Schluß folgt.)

Berufung.

Der Violinspieler Strahler hing mit Innigkeit und Andacht an der Ausübung seiner Kunst. Sie war ihm nicht bloß Beruf, sondern Berufung. Zu seiner Ueberzeugung bedurfte er der unzähligen Märchen und Geschichten nicht, worinnen die Geigenspieler als Trostspender und Wundertäter der Menschheit gepriesen wurden. Er glaubte auch ohnedies, daß eine Kunst, die ihn selbst so bewegte, nicht wirkungslos für die andern bleiben könne. Und er hatte sich im Violinspiel so ausgebildet, daß er es mit gutem Gewissen verantworten durfte, öffentlich aufzutreten. Aber mit der Zeit seiner Reise kam auch die Zeit der Landesnot. Das Einsparen beherrschte das ganze Leben und Treiben; und man mußte auch den Kunstgenuß auf das Notwendigste beschränken.

Strahler glaubte, als notwendigste Kunst bleibe die Musik in ihren edelsten Formen bestehen. Das Gegenteil traf ein. Wenn man einschränken wollte, mußte man sich doch an die billigsten Konzerte, an die der Cabarets und Restaurants halten. Und diese schlugen sich durch. Ein Zugeständnis an solche Ausübung der Kunst, und die Strenge der Zeit hätte Strahler nichts anhaben können. Aber eine Berufung läßt nicht mit sich schachern.

Einmal ergaben es die Umstände, daß er sich der Alltagsmusik nicht entziehen konnte. Die Musikantengruppe arbeitete wie ein Kantinenautomat. Das sogenannte raffige Spiel. Er, der sonst der feinsten Griffe mächtig war, hatte hier die größte Mühe, nicht zu versagen. Auch die Anzahl der Musikstücke war beschränkt auf die wenigen, gangbarsten Schlager. Ganz wie die Automaten, und jede Nummer zwanzig Rappen! Strahler hatte nicht mehr das Gefühl der Uebereinstimmung und Innigkeit gegenüber seinen Händen. Dieses Verhältnis des Mißtrauens erinnerte ihn an die Jugendzeit. Wenn er Giftpilze gepflückt und zerfasert hatte, hielt er sich die Hände sorgfältig vom Leibe, genoß keine Beere mehr und vermied es, das Taschenmesser oder den Mund zu berühren, bis er die giftigen Säfte mit ängstlicher Gründlichkeit gewaschen hatte. Das nämliche Gefühl der Hilflosigkeit, mit unbrauchbaren Händen dazustehen, kehrte in ihm wieder. Und hier half das Waschen nichts. Das Gift hing nicht an seinen Händen, sondern an der Zeit und ihren neuen Verhältnissen.

Da öffnete sich ihm unversehens eine Türe zu besseren Möglichkeiten. Ein großes Raffeehaus brauchte einen ersten Violinisten. Er hatte mit seiner Bewerbung Glück. Nun schienen sich ihm die Zeiten vergolden zu wollen. Die Auswahl der Stücke begeisterte ihn, und auch die prachtvollen Räume verhießen ihm eine auserlesene Zuhörerschaft. Nach und nach belebten sich die Säle und Vorräume, lebhaftes Blaubern und Schwaben wogte geplänkeltartig hin und zurück, und von den nächsten Tischen brandeten einige verständliche Gesprächswellen zu ihm herüber. Die Musik sollte diese stürmische Unruhe stillen, die große Bewegung besänftigen. Die beiden ersten Nummern waren von jener Art, die Strahler Rollerstücke nannte. Die Zuhörer benahmen sich bei ihnen in der Regel wie die Kanarienvögel: Je lauter die Musik ertönt, desto lauter äußert sich auch der Vogel. Erst bei der dritten Nummer, einer Fantasia von Giordano, trat der Violinspieler in die Rechte seiner Berufung ein. Wie der sagenhafte Vogel des Altertums aus der Asche entstand, sollte sich die Melodie seiner Violine

aus dem Chor der Töne ausschwingen. Frei und leicht sollte sie schweben, gereinigt von den lastenden Schladen der vergangenen, dürftigen Zeit. Aus einem immer gedämpfteren Begleitspiel heraustretend, begann seine Violine das sieghafte, schöne Lied zu singen. Doch die Tischgespräche brandeten dennoch zu ihm heran, etwas gedämpfter, aber deutlich genug, daß sie ihm verständlich wurden:

„Ich kann Ihnen zu der guten Partie Ihrer Julie gratulieren. Ich sah sie gestern im Wohltätigkeitskonzert. Ein flottes Paar, beide so groß gewachsen. Er erschien in Uniform. Stramme Erscheinung...“

„Unlauterer Wettbewerb? Du lieber Gott! Ein jeder bringt sich heutzutage durch, wie es ihm möglich ist. Besinnen sich die Zeiten, dann...“

„Ein unausstehlich alberner Kerl. Sogar mein dämlicher Ordonnanzburtsche tränkte ihn mitlamt seiner verdammten Philosophie unter den Tisch...“

„Nur noch ein halbes Prozent tiefer, und ich bin ein ruinierter Mann...“

Strahler litt sie durch, die Melodie, mit der er sich allzu hoch aus den Schladen geschwungen hatte, um beim neuen Sturze nicht Schaden zu nehmen. Wieder trat die Begleitung aus ihrer Zurückhaltung hervor. Das Stück endete mit kräftiger Harmonie und wurde mit dem gewohnten Beifallklatschen erledigt.

Die lange Pause ließ die Gäste erst aufmerken. Und so wurden sie auch der großen Bestürzung auf dem Musikpodium gewahr. Herr Strahler hatte seine Violine in den Kasten gepackt und war weg. Einer wollte beobachtet haben, wie er mit zitternden Händen den Bogen mitten entzwei gebrochen hatte. Vermutungen wurden ausgetauscht und Möglichkeiten erwogen. Ein vider Herr mit goldenen Taschenuhrgehängen war der Ansicht, daß dieses bißchen Musik noch kein Grund zum Zusammenklappen sei; er habe zu Hause bedeutend schwierigere Arbeiten zu bewältigen. Auch der herbeigerufene Besitzer des Raffeehauses ließ seinem Unwillen freien Lauf. „Ein arroganter Mensch“, zischte er, „erst litt er noch Hunger, man stellt ihn aus lauter Mitleid ein, und kaum sitzt er fest, sind seine Ansprüche ohne Grenzen.“ Er erntete allgemeinen Beifall.

Unterdessen hatte sich das Orchester notdürftig umgestaltet. Und es wurde ununterbrochen weitergespielt. Der kurze Zwischenfall war bald vergessen.

Gottfried Heß.

Freundschaft.

Freundschaft ist reiner, heiliger und geistiger, als es die Liebe ist, ein zartes Band der Geister, durch Harmonie im Großen und Edeln. Die reine Glut der Freundschaft lodert nie zur wilden Flamme der Leidenschaft empor. Es trübt kein Sinnenreiz durch falschen Schimmer den reinen Spiegel, in dem befreundete Seelen sich verbunden anschauen. Was in der Liebe innerster Natur groß und göttlich ist, das ist der Freundschaft eigen; doch rein ist diese von der Sinnlichkeit beschränktem Streben, und die schöne Blume entspringt nur aus dem heiligen Boden der hehren Freiheit.

Goethe.

Wie wenige Freunde würden Freunde bleiben, wenn Einer die Gesinnungen des Andern im Ganzen sehen könnte.

Lichtenberg.

Wer an Freundschaft glaubt, muß notwendig auch an Tugend, wie an ein Vermögen des Göttlichen im Menschen glauben. Wer an ein solches Vermögen oder Tugend nicht glaubt, kann unmöglich an wahre, eigentliche Freundschaft glauben; denn beide gründen sich auf eine und dieselbe Anlage zu uneigennütziger, freier, unmittelbarer, und darum unabänderlicher Liebe.

Jakobi.